

# Der Minneritter auf dem Lande [Fortsetzung]

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 48

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648731>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Minneritter auf dem Lande. Erzählung von Meinrad Lienert. 4

(Copyright by Sauerländer & Co., Aarau.)

## V.

Ein regnerischer, trübseliger Morgen ging um das einsame Studacher Dörflein auf. Da trottete ein gewaltiges Schwein, ein Dampfkessel auf vier Füßen, vom Wirtshaus zum Wachholder weg. Hinter ihm her stampfte im Kot der aufgeweichten Straße, der Heubergstöffi, hie und da mit scheuen Augen Umschau haltend, ob ihn wohl jemand gewahre. Aber die Bauern lagen noch tief in den warmen Nestern ihrer Laubhede.

Eine Zeitlang kam das Mastschwein ziemlich rasch vorwärts. Es schien den Trieb in die Ferne in sich zu haben und watschelte, vergnüglich grunzend, durch die Wegpfützen. Der alternde Bauer zog seine Schweinsblase, füllte sich das Pfeifchen und begann, schier zufrieden, eins in den aufgehenden Tag hinaus zu nebeln. Aber als sie kaum einen Steinwurf weit außer Sicht der Studacher Fenster waren, verlangsamte sich das Gangwerk des Schweines, und es fing an, in jedem Regentümpel herumzuschmüffeln und zu bohren. Der Bauer schnitt ein Rütlein aus den Weiden am Weg und trieb damit das schutzbefohlene Schwein zu regerer Gangart an. Eine Weile machte es sich wieder in annehmbarerem Schritt davon. Aber nun kam ein Torffeld und ein mit Algen und Unkraut angefüllter Seitengraben. Ehe sich's der Bauer versah, befand sich das Schwein darin und begann sogleich Untergrundstudien anzustellen, indem es mit dem Kopf so tief als möglich in die braune Torfbrühe hineinfuhr. Lange bemühte sich der allmählich warm werdende Stöffi vergeblich, die Sau wieder auf den Weg zu bringen. Er versuchte es mit sanften Redensarten; er probierte es mit Rutensstreichen; er drehte das Sauschwänzchen, daß das Schwein wie zu einer Moritatendrehorgel Berg und Tal erfüllende Sopranoli zum besten gab. Und als alles nichts helfen wollte, mußte er sich bequemen, selber in die Brühe hineinzustehen und an der Sau herumzuheben und zu stoßen, bis sie endlich wieder aufs Trockene gebracht war. Aber als er sich, kotig und braunbespritzt über und über, nach dem Schwein umsah, steckte das auf der andern Wegseite im Graben, der sich nur dadurch vom ersten Graben unterschied, daß sein Wasser schwarz war. Wie er jedoch, schon durch und durch watschnab, auch in diesen zweiten Graben hineinstampfte, sank er im trügerischen Schlamm ein, und als er das Antier und sich endlich wieder auf dem Weg hatte, gingen ihm an den bloßen Waden eine Anzahl Blutegel. Fluchend wischte er sie ab und gab dem unzufriedenen grunzenden Schwein einen Fußtritt, was es so übel nahm, daß es mit einem mächtigen Satz über den Graben sprang und in den spärlichen, dünn gesäten Haber eines kohlschwarzen Ackers hineinfuhr. Eben tauchte der Besitzer des elenden Ackersleins, ein spitzköpfiger Hühnerbauer mit einer Schaufel, aus den Stauden auf, um Torf zu stechen. Wie er das Unheil gewahrte und sah, mit welchem Eifer sich die Sau durch den Haberader schob, als hielte sie sich für einen Pflug, fiel er mit bösen Worten über den Heubergbauer her, nannte ihn einen Armeleutschinder und drohte ihm mit sämtlichen Strafinstanzen, vom Bezirksamt an bis zum jüngsten Gericht. Erst wollte der Stöffi, der sowieso nicht lebensfreudiger geworden, ihn und das Schwein totschlagen; aber da fiel ihm noch früh genug ein, in wessen Auftrag er den Sauhirten machte. Er würgte seine grimmigen Gegenreden, die ihm wie ein rahmschwingender Götischer im Schluck stekten, mühsam hinunter und warf dem wehklagenden Hühnerachter einen Fünffränkler zu, wofür ihm der schmunzelnd half, das dicke Schwein, das hiebei aufspielte wie eine Klarinette, über den schwierigen Graben auf den Weg zu bringen.

Eine Weile ging's nun erträglich; das Schwein grunzte zwar mißvergnügt vor sich hin und bescharrchte alles und

jedes, was im Weg lag; aber es trampelte doch vorwärts. Nach und nach fing der Stöffi sich von seinem großen Verdruß zu erholen an. Zwar reute es ihn grimmig, daß er sich von dem elenden Torfstecher einen Fünffränkler hatte abzwängen lassen; doch er nahm sich ernstlich vor, ihm dafür gelegentlich irgend etwas, für mindestens den Doppelbetrag, zu Leid zu werken. Eben wollte er den schönen Vorsatz behaglich ausspinnen, da höckte sich das Schwein nieder und blieb fester sitzen als eine geldarme alte Jungfer. Was er auch anstellte, die Sau ging auf nichts ein. Selbst eine Staupe voll halbreifer Erdäpfel, die er ihr gar lieblich um den Rüssel spielen ließ, vermochte sie nicht zu bestimmen, ihren Sitzpunkt zu verlassen. Wie er aber Gewalt anwenden wollte und ihr wieder das Sauschwänzchen drehorgelte, ergriff sie die Offensive und versuchte ihn hartnäckig in die Füße zu beißen.

Der Bauer war wütend. Sein ergrauendes Haupt glühte unter der Zottelkappe, und der ausgiebige, immer kräftiger einsetzende Landregen vermochte ihn nicht recht abzukühlen. Wäre seine eigene Sau vor ihm im Wege gehockt, er hätte sie mit einem Zaunpfahl in die glücklichen Jagdgründe befördert. Ratlos sah er um sich; mit der schutzbefohlenen heimkehren wollte er nicht, lieber auf dem Weg neben ihr verfaulen. Ei, das konnte ein langer Weg werden bis nach Ennetbirgen; war er doch erst ein Halbstündchen von Studach entfernt. Eben wollte er die Sau mit seinen genagelten Schuhen anspornen, da rollte ein Hundefuhrwerk, ein Doppelgespann, um den Wegrand. Ein Bub höckte peitschenknallend drauf.

„He, Bub“, redete Stöffi ihn an, als er mit den schnaufenden Hunden vorbei wollte, „ich gebe dir einen baren Franken, wenn du mir die Sau mitnimmst bis nach Ennetbirgen.“ — Das Hundegespann hielt an: „Ich fahre nur bis in die Sennhütte nach Steinäuw; muß dort einen Käse für den Köhliwirt holen.“ — „Gui“, machte der Stöffi, „von dort habe ich nicht mehr gar weit bis nach Ennetbirgen. Wir wollen die Sau aufladen.“ — „Dann muß ich aber einen Fünffränkler haben“, sagte fest der Bub; „es ist ein wüster und ein weiter Weg.“

Am liebsten wäre der Stöffi über das Bürschlein hergefallen. Es juckte ihn in allen Fingern, ihm wenigstens für die unverstämte Forderung den weißborstigen Kopf auszdrehen. Doch es half alles nichts; die lachende Holderbeni stand vor seinen Augen; er mußte seinen Grimm, so fischgrätig er auch war, hineinfressen. So luden sie denn das aufs heftigste protestierende Schwein mit unsäglich Mühe auf das Brüdenwäglein, banden es fest, und weiter rollte das Gefährt mit den wild kläffenden Hunden, die sich redlich und unablässig abmühten, das aneinemfort sopranlingende Schwein in die Füße zu beißen.

Der Regen ward immer ausgiebiger. Ein leichtes Nordwindchen fluderte ihm, dem hinterm Hundefuhrwerk hereschampenden Heubergstöffi, unaufhörlich ins Gesicht. Es war, als hielte man im Himmel oben ein Probereggen für eine zweite Sündflut ab. Und der Stöffi sah aus, als ob er mit den Juden durchs rote Meer gewatet sei. Er schaute nicht drein wie ein Verliebter. Beständig brummte er vor sich hin. Und als nun bei der Sennhütte in Steinäuw das Schwein wieder mit Ach und Krach und einer wahren Höllelitanee, abgeladen war, warf er dem halbgewachsenen Fuhrmann einen Zweifränkler vor die Füße und hieb ihm gleichzeitig eine herunter, daß er aufschreiend in die Sennhütte hineinfloh. „Das als Trinkgeld!“ lärmte er ihm nach.

Nun hatte er den größten Teil des Weges hinter sich. Aber obson er bald den Kirchturm von Ennetbirgen über einen Hügel hinausschauen sah, hatte er doch keinen Grund

zum Aufjauchzen; denn das Schwein wurde mit einem Male sehr rüchschrittlich gesinnt und wollte durchaus den Heimweg erzwingen. Es gab dem Heubergbauer viel Laufens und Schreiens, bis er die Sau soweit hatte, daß sie, völlig verstimmt, wieder vor ihm hertrampelte. Nun ging sie ja leidlich, obwohl ihn ihr großes Interesse für jede Pfütze und für jeden Zaunpfahl oftmals schier zur Verzweiflung bringen wollte. Es gab kein Regentümpeln und keinen Hagsteden, die nicht ihr Rüssel geprüft hätte.

Als er nun, nach langen, langen Stunden, hungrig und völlig abgemattet, mit seinem Schützling im Ennetbirger Dorf seinen Einzug hielt, hatten die Buben eben die Schule aus. Mit Hallo und Hufassa machten sie sich über die dicke Sau her und neckten sie, trotz den rauchenden Flächen des wütenden Stöffli, nach Herzenslust. Dies ungewöhnlich dicke Schwein, das eine so helle, langeschneidige Stimme hatte, freute sie mehr als sonst zwanzig Bären und Affen, wie sie etwa zu Kirchweihen nach Ennetbirgen kamen. Stöfflis Einzug mit dem Schwein ward zum Jugendfest. Lief er einem Buben nach, so hieben andere mit ihren Linealen rasch auf die Sau los, was diese also in die Säge brachte, daß sie auf einmal von der Straße ab in den Friedhof hineinschoß, wo sie vor den Augen des entsetzten Siegristen und Totengräbers in das eben frisch geschaukelte Grab hineinfiel.

Zur großen Freude der Jugend und der aus den Fenstern schauenden Bürger und Bürgerinnen, erhoben sich zwischen dem Totengräber und dem Heubergstöffli derart große Meinungsverschiedenheiten, daß der Totengräber die Schaufel erhob, um den wütenden Stöffli, der ihn gar am Kragen hatte, niederzuschlagen. Der herbeieilende Dorflandjäger wußte jedoch den grimmen Streit zu einem raschen Ende zu bringen. Bald fuhr die Sau, von Seilen gehoben, mit vielem Geschrei wieder aus der Grube, und der Totengräber und der Dorflandjäger hatten sich bei Stöffli ins Wirtshaus und Meßg zum Bären zu einem Abendimbis eingeladen.

Halbtot vor Verdruß und Werg, erreichte der Heubergbauer endlich das rettende Wirtshaus zum Bären, wo er von dem dicken Schwein mit einem Fußtritt Abschied nahm; denn die Tränen, die ihm über die Bartkoppeln liefen, galten nicht der Schutzbefohlenen.

Es war spät in der Nacht, als er schweißbedeckt wieder in Studach ankam. Er hatte sich erst nach seinem Heimwesen verziehen wollen; aber seine Füße wollten dem Kopfe nicht gehorchen; sie trugen ihn einfach ins Dörflein und die schmale Holzstiege hinauf ins Holderwirtshaus. Er wollte sich den Lohn holen; einen Ruß mußte er vom Beni haben, bevor er sich auf den Laubstak machte; denn, er blieb lang aufatmend vor der Stubentüre stehen, — er hatte den Ruß fauer verdienen müssen.

Als er in die rauchige, speißedünstige Stube trat, hochte der Holderwirt kreuzbodenwohlauf am Tafeltisch und bei ihm, tabakelnd, die Spielfarten in der magern Faust, ein alter Jäger und neben dem saß das Beni. Eben hatte sie eine Karte ausgekrumpft. Schier erstaunt schauten alle auf den späten Gast.

„Schau da zu, der Stöffli!“ lärmte der Holderwirt klotternd; „kommst erst von Ennetbirgen zurück? Hast dir Zeit gelassen“, lachte er polternd auf; „in der Zeit wollte ich mit einem Semten übers Gebirg ins Welschland fahren.“

Das Holderbeni verbiß aber ein Aufklachen, als es den Alten gar so müde und bedückt in die Stube treten sah. „Herrgott, seht Ihr aus, Heubergbauer!“ rief sie aus. „Ich muß Euch doch ein bißchen unter die Bürste nehmen.“

Sie eilte nach einer Bürste in den Gang hinaus.

„Hoch dich zu uns, kommst grad recht; wir wollen einen Kreuzjak schlagen“, machte der Jäger. — „Ja“, grüllte der halbbetrunkene Wirt, „hoch ab! Das Beni muß den vierten Mann machen.“ — „Bist bald wieder gesund geworden, Holder“, sagte brummig, an den Tisch tretend, der

Stöffli. „Freilich“, gab der Wirt zurück, „ich hab ein Faß voll Wundertropfen im Keller; die helfen mir immer wieder flink aufs Gestell.“

Das Beni trat ein. Sie begann den Heubergstöffli gar handlich abzubürsten, was ihm nicht übel gefiel. Darnach holte sie frischen Wein herauf. Der Stöffli mußte, wohl oder übel, an den Tisch hocken und Kartenspielen bis in die tiefste Nacht hinein. Er verlor dabei all das Geld, das er noch auf sich hatte; denn der Wirt und der Jäger, die's zusammenhielten, wußten sich das Neuglein gar wohl zu drücken.

Endlich erhob er sich, um heimzugehen. Das Holderbeni leuchtete ihm hinaus und bedankte sich dabei für die Mühe, die er etwa mit dem Schwein gehabt haben werde. Als er jedoch vermeinte, nun sei die Zeit für ihn gekommen, die ihm zu einem Kusse verhelpe, und als er ihr mutig das Dellämpchen ausblies, das sie in der Hand hielt, huschte sie, auflachend, an ihm vorbei in ihr Kämmerlein hinauf und rief die Stiege hinunter: „Stöffli, Ihr müßt nun schon warten, bis der Mond übers Stiegenbrücklein scheint; denn im Dunkeln könntet Ihr ja leicht daneben küssen. Sobald er darüber scheint, komme ich wieder herunter.“

Trübselig, in sich hineinfluchend, trampfte er das Vortieglein hinab, in die stockfinstere Nacht hinein.

## VI.

Aber des Heubergstöfflis Liebesleiden waren noch nicht zu Ende. Schier alle Wochen wußte ihm das übermütige Beni irgendeinen Minnedienst, den er mit mehr oder weniger Verdrießlichkeiten zu Ende führen mußte. Sie konnte es dem Alten einfach nicht verzeihen, daß er seinem leiblichen Sohne den Weg zu ihr so beharlich zu verlegen suchte. Ihr Vater aber verstand es, ihm schier allabendlich einen schönen Baken aus seinem sonst so sorgsam behüteten Geldsäckel zu pressen; ja er gewann ihn sogar zum Bürgen für einen Teil seiner Schulden. Und sie schmeichelte ihm goldene Ohrgehänge, Stednadeln und gar ein feines goldenes Halskettlein ab. Obwohl ihn das grimmig reute, kam er doch nicht los von ihr, und obwohl er ihr immer zu Gefallen zu leben trachtete, hatte er's doch nie zu einem Kusse gebracht, trotzdem er im langwierigen Witwerstande den Mund genügend büscheln gelernt hatte.

Als sie ihn jedoch eines Abends zum Hagelportbethli schickte, damit er nachsehen gehe, was für Nachtbuben bei ihr zu Licht seien, und als ihn diese erwischten und durch einen übelriechenden Bergsee hinter dem Hause zogen, wurde es dem tollen Mädchen doch etwas bang. Denn wütend, ja rasend, erschien er jene Nacht im Holderwirtshause und schwor hoch und teuer, er werde sie und sich noch umbringen, wenn sie ihm nicht endlich einen Ruß, und zwar den Brautkuß, gebe. Das wollte sie nun aber keinesfalls. Da sie aber keinen rechten Ausweg mehr wußte und er vor ihr tat wie ein ausgehungertes Wolf im Gaisgaden, versprach sie ihm hoch und heilig einen Ruß, wenn er sich bei der kommenden Nelpferkirchweih einen Preis hole.

Erst hatte er sie mit wilden Augen angeschaut; denn er meinte, sie wolle ihn auslachen. Aber als er sah, daß es ihr Ernst war, lärmte er, er sei zu alt für dergleichen Spiele. Da kam er aber nicht gut an. Ja, meinte sie, er habe doch sonst immer so ein Getue am Wirtstisch und ein Gerühme, wie er's noch mit jedem Jungen aufnehmen wolle und wie er noch einer sei, auf dem man Hufeisen gräbern könne. „Freilich“, hatte er da geantwortet, „es fürchtet mir heut noch vor keinem, und wären beim Hagelportbethli bloß zwei Nachtbuben über mich gekommen, ich hätte sie noch wohlbestanden.“ — „Also denn“, sagte das Beni drauf, „so zeigt einmal, was Ihr seid. Wenn Ihr mir bei einem der landesbräuchlichen Wettspiele an unserer Nelpferkirchweih das Preisgeld holt, so will ich Euch einen Ruß nicht mehr ab sein. Geredet ist geredet. Aber daß ich mich an einen

fallenden Baum hängen oder ein Mannsbild küssen soll, das den immerwährenden Anienieder hat, das werdet Ihr von mir nicht verlangen.“

Wütend, völlig verstimmt wie ein Brummbaß nach der Faltnacht, war er heimgegangen. Erst lachte er über Holderbenis Zumutung zuweilen mitten in der Nacht wild auf; aber ihre Rede brachte er doch nicht aus dem Kopf. Immer mehr und mehr wolle es ihn bedünken, er könnte allenfalls den Gang zu den Wettspielen, bei denen er einst zuvorderst gestanden, wohl nochmals wagen. Je mehr er darüber nachsann, desto gläublicher kam's ihm vor.

Und eines Tages stieg er auf die Winde und betrachtete lange die schöne seidene Fahne, die eben an einem Dachballen zum Verluffen hing. Wie oft hatte er sie an den Nelpferfesten da und dort sieghaft geschwungen. Er nahm sie herab und versuchte sie zu handhaben. Und siehe da, es ging fast wie vor altem. Und eines Sonntags, nachmittags, wie sein Bub weg war, machte er sich hinters Haus und fing an, die schweren Sagblöcke, die an der Hausmauer aufgeschichtet waren, nach der Gadenwand zu werfen, also, daß sein flinkfüßiges Töchterlein, das Wylseli, erschrocken ans Küchenfenster sprang und herab rief: „Vater, wollt Ihr denn den Stall umfegeln!“

Kurzum, eines Abends, hart vor der Nelpferkirchweih, ersahen er wieder im Holderwirtschhaus, trank und spielte Karten und war besonders guter Dinge. Und als er das Haus verließ, raunte er der hinausleuchtenden Holderbeni zu: „Also übermorgen, also an der Studacher Kirchweih, tue ich bei den Wettspielen mit. Du sollst von mir ein Schaf bekommen und ich von dir den versprochenen Kuh.“

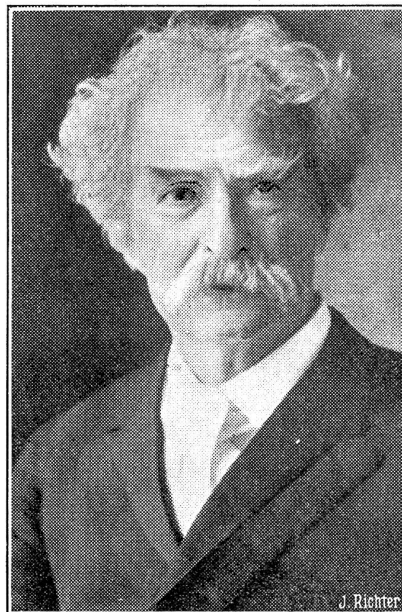
Als sie das hörte, lachte sie zuerst hell auf; denn der spärliche Schein ihres Dellämpchens fiel gerade auf seine grauen Haare. Aber als sie seine tiefliegenden Augen gewahrte, die sie unter den dunklen, buschigen Augenbrauen herauf anfunkelten, wurde sie ernsthaft und sagte kurz: „Ich hab's gesagt und ich halt's.“ Damit machte sie sich in die Wirtsstube zurück. (Fortsetzung folgt.)

## Mark Twain.

Zu seinem 100. Geburtstag, 30. November 1935.

Am 30. November des Jahres 1835 erblickte in einer ärmlichen Hütte in Florida (Missouri) Mark Twain das Licht der Welt. Anfänglich recht schwächlich, entwickelte sich der Knabe rasch und wurde bald einmal ein wilder Junge, der seinen Eltern und Lehrern viel Sorge machte. Immer wieder von neuem verübte er tolle Streiche, und wohl niemand hätte damals gedacht, daß aus diesem übermütigen Bürschchen einst ein großer Schriftsteller, Humorist und Philosoph würde. Mark Twain — sein eigentlicher Name ist Samuel Langhorne Clemens — hatte eine äußerst bewegte Jugend. Im Jahre 1851 wurde er Lotse auf dem Mississippi. Einige Zeit später begegnet er uns als Regierungsekretär, dann taucht er wieder als Goldgräber auf, und schließlich übt er auf den Sandwichinseln den Beruf eines Zeitungskorrespondenten aus. Schon mit 12 Jahren mußte er sein eigenes Brot verdienen. Mark Twain war aber auch Soldat, Buchdrucker, Weltreisender, Redaktor, Tischredner und Verfasser von Liebesgeschichten und Schriften ernster und heiterer Art. Seine Journalistentätigkeit begann er im Jahre 1862. Erst 1869, also in seinem 34. Altersjahre, veröffentlichte er seine ersten Skizzen. Der Erfolg war ein ungewöhnlich großer. Sozusagen von einem Tag auf den andern erlangte sein Name Berühmtheit, und es fing im Volke draußen ein Rätselraten an, wer wohl hinter dem Pseudonym Mark Twain stecken mochte. Fortwährend erschienen nun neue Bücher von ihm. Gar köstlich sind seine Goldgräbererlebnisse, die er in einem spannenden Buche niedergelegt hat. Seine Knaben-

zeit schildert er in dem prächtigen Werk „Tom Sawyers Abenteuer“. Mark Twain schreibt selber darüber: „Seines Buch (gemeint ist also das vorgenannte) hat ein gewisser



Mark Twain.

Mark Twain geschrieben und was darin steht, ist wahr, — wenigstens meistens. Sie und da hat er etwas dazu gedichtet, aber das tut nichts. Ich kenne niemand, der nicht gelegentlich einmal ein bißchen lügen täte ...“ Seine Erlebnisse als Mississippi-Lotse hat er in den entzückenden, lustigen Geschichten „Mississippi Sketches“ geschildert. In „Huckleberry Finns Fahrten und Abenteuer“ und in „Tom Sawyers neue Abenteuer“ berichtet er neuerdings von seinen Jugenderlebnissen; diese Geschichten quellen völlig von goldenem Humor. Schnurrige Humoresken fanden unter der großen Leserschaft freudige und begeisterte Aufnahme. Viele seiner Bücher wurden im Laufe der Jahre ebenfalls ins Deutsche übersetzt. Namentlich hat die Ausgabe von Robert Luz („Mark Twains humoristische Schriften“) viel Anflang gefunden; diese prachtvolle Ausgabe enthält nicht weniger als 12 Bände; in diese wurden aufgenommen: „Tom Sawyers Abenteuer“, „Huckleberry Finns Fahrten“, „Stizzenbuch“, „Leben auf dem Mississippi“, „Im Gold- und Silberland“, „Reisebilder“, „Tom Sawyers neue Abenteuer“, „Querkopf Wilson“, „Meine Reisen um die Welt“, „Adams Tagebuch und andere Erzählungen“ und „Wie Hadlenburg verderbt wurde und andere Erzählungen“.

Die Höhe seines Könnens erreichte Mark Twain in „Prinz und Bettelknabe“. Die Lektüre dieser urwüchsig-drolligen Bücher gehört zu den genußreichsten Stunden, die man sich verschaffen kann. Der Name Mark Twain ist heute unauslöschbar in das Buch der Weltliteratur eingetragen; sein Name ist so unvergänglich, wie derjenige von Wilhelm Busch. Twains Humor, der scheinbar nur unterhalten will, zielt vielmehr auf Kritik des Lebens. Einzelnes aus seinen Werken ist ebenfalls dramatisiert. Einen Großteil seines Lebens verbrachte Mark Twain in Brooklyn; lange Zeit war er leidend. Er wurde zudem öfters von finanziellen Nöten bedrängt. Infolge Spekulationen ging sein ganzes Vermögen verloren. Später gelangte er jedoch wieder zu einem großen Vermögen. Seinen Lebensabend verbrachte er in seinem prächtigen Palaste in Stormfield. Hochgeschätzt vom Volke wurde ebenfalls sein ausgeprägter Wohltätigkeitsinn. Am 21. April 1910 verschied er, von aller Welt betrauert, in Redding.